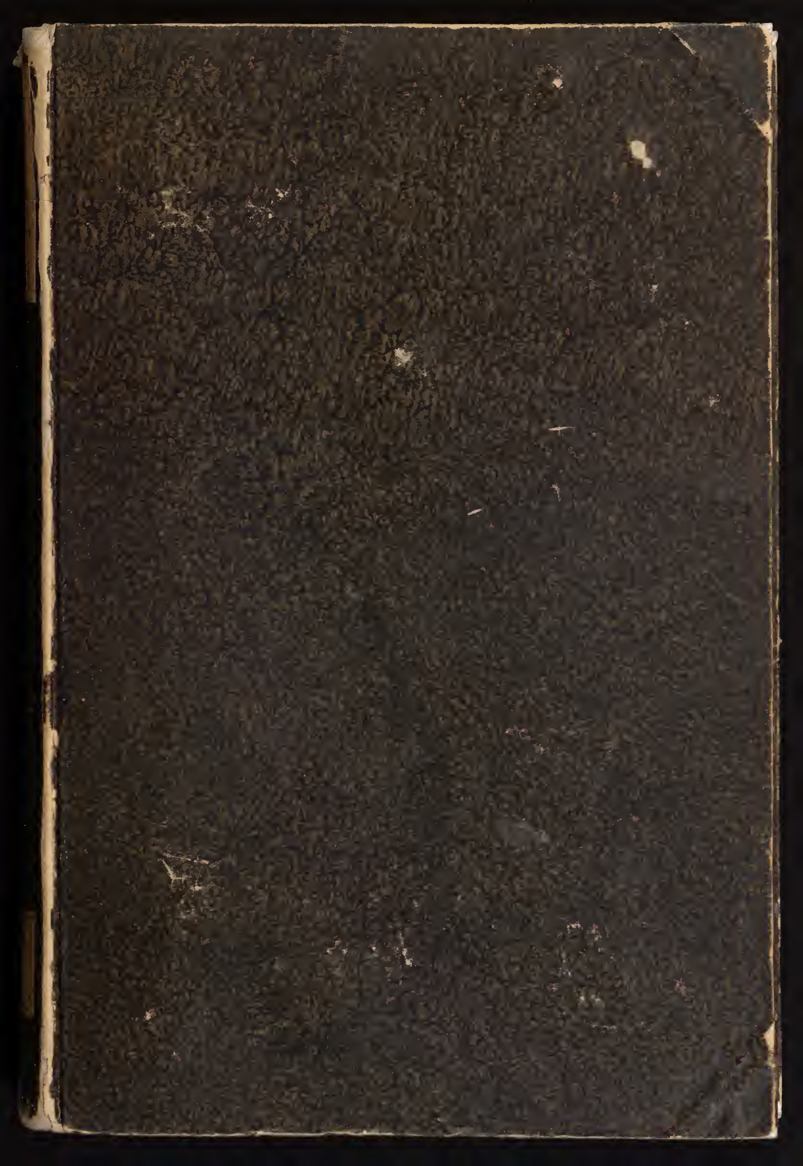










Tulasi Rudscha ernennt Schwartz zum Vormund seines Adoptivsohnes.

Arbeiter in der Tamil-Mission.

(Fortsetzung.)

6. Chr. F. Schwartz.*)

Am 16. Juli 1750 war es, daß ein Kleeblatt eng verbundener Brüder, Christian Friedrich Schwartz, David Polzenhagen und G. H. C. Hüttemann auf einem englischen Schiffe in Kudelur landete, wie zehn Jahre zuvor Fabricius mit seinen beiden Begleitern. Einer der letzteren, Kiernander, nahm die drei Neulinge hier in Empfang, um sie eine Woche später nach Trankebar weiter zu spediren. Ihre Wege sollten weit auseinandergehen, indem der tüchtige Polzenhagen über dem verunglückten Versuch, die Mission nach den Nikobaren auszubreiten, frühe (1756) entschlief, Hüttemann allmählich erkaltete und das Werk in Kudelur mehr hinderte als förderte, am Ende aber unter Zeichen von Reue seinen Lauf beschloß (1781, vrgl. S. 191), während Schwartz zum unbezweifelten Mustermissionar des achtzehnten Jahrhunderts heranwuchs.

Von seiner Mutter noch vor der Geburt dem Dienste des HErrn geweiht, und durch einen edlen Lehrer, den Rektor Helm in Sonnenburg, frühe zum Herzensgebet geweckt, wurde Schwartz durch A. H. Francke's „Segensvolle Fußtapfen des noch lebenden und allwaltenden Gottes" im Jahr 1746 nach Halle gelockt, wo ihm die Herrlichkeit des Dienstes Jesu Christi völlig aufgieng. Der zurückgekehrte Miss. Schultze,

*) Sein Leben ist beschrieben in Memoirs of the life and correspondence of the Rev. C. F. Swartz. By Dr. Pearson 1834. (Deutsch Basel 1835). Eine gute deutsche Biographie des trefflichen Mannes wäre nach so vielen Bearbeitungen des vorliegenden Materials endlich an der Zeit.

selbst auch ein Sonnenburger, leitete ihn, mit der Absicht auf die Korrektur seiner zum Druck bestimmten Uebersetzungen, eine Zeit lang ins Tamil ein. Als im Jahr 1749 der Ruf in die Mission an den Jüngling kam, entschloß sich der Vater schweren Herzens, den einzigen Sohn der ersten Gattin ziehen zu lassen, und er selbst schied, trotz eines ehrenvollen Rufes an eine einträgliche Pfarrstelle, mit Verzichtleistung auf sein väterliches Erbe zu Gunsten der nachgebornen Geschwister.

Was sein Lehrer, der jüngere Francke, an ihm besonders rühmte, war seine „Munterkeit und hervorstechende Reinheit". Diese sollte sich in merkwürdiger Weise bewähren. Schien er anfangs vor seinen Mitarbeitern wenig vorauszuhaben, nur daß alle den anstelligen, bescheidenen, friedfertigen Bruder liebten und schätzten, so zeigte sich im Verlauf, daß seine Kraft und Geistesfrische weder der wachsenden Arbeitslast, noch dem zehrenden Einfluß des natürlichen oder geistigen Klima's unterlag, wie das bei so vielen tüchtigen Kräften der Fall ist, sondern daß er mit jeder neuen Aufgabe, die an ihn herantrat, beständig fortschritt und sichtlich zunahm. Er hat alle von ihm gehegten Erwartungen weit übertroffen. Er wagt keine Sprünge; geniale Einfälle und glänzende Thaten sucht man bei ihm vergebens; er läßt sich von den Umständen leiten, und es fehlt ihm dabei vielleicht an Erfindungsgabe und Schwungkraft. Aber er läßt sich auch von keiner einmal gewonnenen Position verführen oder verdrängen; kein Unmuth, keine Widerwärtigkeit läßt ihn am Weiterschreiten verzagen. Er fühlt tief, daß seine Zeit und Umgebung der Missionssache abhold wird, in einem Maße, wie man sichs jetzt kaum mehr denken kann; er selbst erkennt in der zunehmenden Lauheit und Zerfahrenheit „die Periode des Abfalls und der Lästerung". Aber als ein Zeichen, daß es darin doch noch Christen geben kann, ragt er unter den verheidnischten Eroberern Indiens bedeutungsvoll hervor; sein Ruf ist in stetem Steigen, und dringt sogar bis ins britische Parlament; und wie er stirbt, erkennen ihn sowohl die Unterjochten, Heiden und Muhammedaner, Radscha's und Pareier, als auch die Sieger, christliche wie antichristliche, als einen der größten Wohlthäter Indiens an.

Es war im Karnatik ein chaotischer Zustand, als Schwartz seine Wirksamkeit begann. Das Gähren und Wogen der dort sich bekämpfenden Elemente ist schon im Früheren angedeutet. Das Land

litt unsäglich unter den Wechselfällen, welche der Kampf der französischen und englischen Handelskompagnien und ihrer Verbündeten herbeiführte. „Ach wie jämmerlich, wüste und leer sieht es aus,“ schreibt Schwartz bald nach dem Eintritt; „von vielen christlichen Familien wissen wir nicht, wo sie hingekommen sind.“ Als das 50jährige Jubiläum der Trankebar Mission (9. Juli 1756) gefeiert wurde, konnte man einen mahrattischen Reiterschwarm bis unter die Mauern von Trankebar sengen und brennen und wehrlose Weiber morden sehen. Dennoch wehte damals noch ein freudiger Geist in der Mission; mit Lobgesängen und Gottesdiensten in drei Sprachen wurde der festliche Tag begangen. Wie verschieden von dem nächsten Jubiläum (1806), welches von Miss. John in einen „Buß-, Bet- und Fasttag“ verwandelt wurde, „ob etwa Gott im neuen Jahrhundert die Mission von Neuem segnen wolle!“ Er hat es ja wirklich gethan über Bitten und Verstehen.

Nicht um bloße Behauptung des gewonnenen Terrains war es den Brüdern zu thun. Kudelur und Madras waren bereits in Angriff genommen und Kiernander suchte in Bengalen das Reich Christi zu erweitern. Schwartz, der schon vier Monate nach der Landung seine erste Predigt gethan (über Matth. 11, 25 ff.) und in eifrigem Verkehr mit Christen und Heiden, besonders aber mit den Schulkindern die Sprache in seine Gewalt bekommen hatte, richtete sein Augenmerk auf die herrliche Kaweri-Ebene, die bisher nur von eingeborenen Predigern bearbeitet worden war. Dort lag die reiche Hauptstadt Tandschaur mit ihrem weltberühmten Tempel und der neuen, nun bereits sinkenden Mahratta-Dynastie, — dort Tirutschinapalli mit seinem hohen Granitfelsen, die erprobte Festung Südindiens, wo abwechselnd mit Arkadu (Arkot) der Nawab des Karnatiks sich aufhielt.

Der Text seiner ersten Predigt: „auf dein Wort will ich das Netz auswerfen“, klang ihm im Herzen nach, als Schwartz im April 1759 den in Tandschaur unter mehr oder minderem Druck lebenden Christen den ersten Besuch abstattete. Die äußere Veranlassung zu demselben war die Einladung eines der vielen deutschen Offiziere, die damals an den Höfen der indischen Fürsten wie in den Söldnerheeren der verschiedenen Handelsniederlassungen dienten. Der Hamburger Hauptmann Berg hatte früher in Trankebar das heilige Abendmahl genossen, wie er auch ein dortiges Gemeindeglied gehei-

rathet hatte. Jetzt konnte er nicht mehr leicht abkommen, lud darum die Missionare, am liebsten in den Osterfeiertagen zu sich ein (zuerst im Jahr 1755). So sammelte sich auch in jener Passionswoche neben den Tamil-Christen ein deutsches Gemeindlein; Schwartz nahm sich Aller mit Zuspruch und Spendung der Sakramente an und konnte ungehindert auch den Heiden predigen. Begleitet von dem dankbaren Kapitän, kehrte er an die Küste zurück „mit herzlichem Seufzen, daß Gott auch allhier Sein Reich herrlich aufrichten wolle". Ein Trost war es ihm, zu wissen, daß in diesem Hauptmann ein Mann des Gebets und der Zeugenkraft zurückblieb, der z. B. dem Hof ein freies Wort sagen durfte, wenn gerade eine französische Bombe den Götzen an der Pagode zerschmetterte; der auch den Rajanajaken mit seinen schwarzen Soldaten Betstunden halten ließ, und ihm dazu ein Haus in ihrer Nähe schenkte.

Im folgenden Jahr besuchte Schwartz die holländischen und deutschen Freunde in Ceylon, und freute sich, auch in einer schweren Krankheit, die ihn zu Kolombo befiel, der Gemeinschaft mit lutherischen und reformirten Brüdern, welche noch lange nachher seines Ruhmes voll waren, wie auch er hocherquickt zurückkehrte. Er hatte schon 1758 bei den Holländern in Nagapatnam besonders freundliche Aufnahme gefunden, und rühmt wiederholt das achtungswerthe Entgegenkommen der holländischen Behörden. Er machte noch andere Predigttouren an der Küste, z. B. eine längere nach Madras (1761 im Verein mit Kohlhoff); aber jene „gar vergnügte Reise" nach Tandschaur blieb in zu gutem Andenken, als daß er nicht eine Gelegenheit hätte finden sollen, sie zu wiederholen (Mai 1762). Entschieden suchte er ins Innere des Landes vorzudringen, und diesmal besuchte er auch Tirutschinapalli, wo der englische Kommandant ihn mit Freuden aufnahm und ihm ein Zimmer einräumte. Die Arbeit wuchs ihm so sehr unter den Händen, daß er nicht mehr zurück konnte. Noch schwankte er einige Zeit zwischen Tandschaur und Tirutschinapalli, aber obwohl er dort freien Zutritt zum Palast des Radscha's erhielt und dieser selbst hinter einem Vorhang seinen Reden zuhörte, zauderte doch der Hof, ihm die Erlaubniß zur Niederlassung zu geben. Dagegen ließ sich von der nahen Feste aus Tandschaur leicht besuchen, wie auch von da der Weg in die südliche Provinz Madura offen stand.

So beschloß er denn vorerst, in Tirutschinapalli zu bleiben,

wo sich ihm alsbald eine große Thüre aufthat. Er willigte in die Bitte der Engländer, ihnen Gottesdienst zu halten, soweit es ohne Versäumniß der Tamil- und Portugiesengemeinde geschehen könne. Begnügte er sich auch zuerst mit Vorlesen ihrer Gebete und ausgewählten Predigten, so lernte er doch bald ihnen frei das Wort zu verkündigen, und bediente sich ihrer Sprache mit großer Kraft und Gewandtheit. Durch das Auffliegen eines Pulvermagazins wurden viele Kinder zu Waisen; Schwartz sammelte für sie eine schöne Summe und legte damit eine englische Schule an.

Eine Begegnung mit dem Nawâb des Karnatik veranlaßte ihn, „den Muhammedanern zu lieb“ auch die hindustanische Sprache zu lernen. „Man wird des Sprachenlernens ganz müde,“ schreibt er Oktober 1763, „indessen um des HErrn Christi willen sollen wir ja keine Mühe scheuen.“ So bahnte er sich den Weg zu den Herzen der Muhammedaner und durfte wiederholt dem Nawâb und seinen Söhnen die selig machende Wahrheit bündig vortragen. In der Folge machte er sich auch mit dem Persischen bekannt, weil es an allen Höfen gesprochen wurde. Der vornehme Muselman aber, der es ihn lehrte, wurde, weil er sich offen zu Schwartz's Glauben bekannte, vom Nawâb unter irgend einem Vorwand eingesperrt. Einen thatsächlichen Beweis von der Macht der Buße des Glaubens konnte Schwartz dem Nawâb geben, indem er ihm einmal eine bedeutende Summe Geldes zustellte, welche ein angesehener europäischer Offizier demselben vor Jahren unterschlagen hatte. Uebrigens hütete er sich besonders bei den Muhammedanern vor allem Wortstreit. Wenn sie heftig wurden, führte er wohl das persische Sprüchwort an: „Wer disputirt, verliert jeden Augenblick einen Blutstropfen von seiner Leber.“

Man könnte denken, Schwartz sei doch versucht gewesen, vorzugsweise den Großen nachzugehen. Das war nicht der Fall. Armen Seelen nahe zu kommen, irgend ein Verlorenes zu suchen und sein Lieblingskapitel (Luc. 15) zu practiciren, war ihm Herzenslust wie heilige Pflicht. Im Lager vor Madura (August 1764) bediente er als Kaplan ohne Gehalt die Schaaren von deutschen und englischen Kranken und Verwundeten, tröstete, predigte und betete über den Sterbenden, bis ihm die Kräfte versagten und er, selbst erkrankt, nach Tirutschinapalli zurückgeschickt wurde. Geschenke der englischen Regierung und des Nawâbs setzten ihn in den Stand, seine Schu-

len dort auszudehnen und den Kirchenbau, zu welchem er die Engländer aufgefordert hatte, kräftig zu unterstützen. Zwar hinderte der von den Priestern aufgehetzte Nawâb diese Neuerung, so lange er konnte. Doch betrieb Schwartz, gestützt auf die Genehmigung des englischen Gouverneurs, den Bau so energisch, daß er am Pfingstfest 1766 die Kirche mit Predigten in verschiedenen Sprachen einweihen konnte. Gewöhnlich hielt er am Sonntag zuerst Tamil-Gottesdienst, um 10 Uhr predigte er den Engländern und Nachmittags der portugiesischen Gemeinde; auf eine abendliche Bibelstunde mit Europäern folgte noch in der Nacht eine Tamil-Betstunde. Die Woche war der Arbeit an den Gemeinden und dem Umgang mit Heiden gewidmet. Das dänische Missionskollegium hatte für gut gefunden, die neue Station an die englische Gesellschaft abzutreten, welche den nach allgemeinem Urtheil dort unersetzlichen Schwartz mit Freuden in ihre Dienste nahm (1767). — Er wurde nun auch den Engländern ein Engländer und schrieb sich Swartz. Von ihm ließen sie sich Wahrheiten sagen, „die sie von keinem andern ertragen hätten"; und der Kommandant, Oberst Wood, wurde sein treuster Freund. Ein Spötter und Säufer, dem Schwartz auf wiederholte Schmähungen endlich den Zorn Gottes ankündigte, wenn er sich nicht bekehre, starb so plötzlich durch einen Sturz vom Dache, daß das Volk den Padre für ein Wesen besonderer Art zu halten begann. Auch der Umstand, daß er, wie Fabricius, nie heirathete, trug natürlich zur Mehrung solches Einflusses bedeutend bei.

Nach wenig Jahren gelang es ihm auch, zu dem neuen König von Tandschaur, dem gutmüthigen, schwachen, wenn auch gelehrten Tulasi-Radscha, Zugang zu gewinnen (April 1769). Der Fürst nämlich, durch seine Höflinge von der freimüthigen Predigt benachrichtigt, welche der Padre vor allerlei Volk halte, ließ ihn vor sich kommen. Die Offenheit und Einfalt, womit Schwartz nicht nur die Nichtigkeit des Götzendienstes, das tiefe Verderben des menschlichen Herzens und den göttlichen Heilsplan darlegte, sondern dem König auch durch ein kurzes Gebet und Absingen etlicher Verse einen Einblick in den christlichen Kultus ermöglichte, machte den besten Eindruck. Zu Zeiten konnte der Fürst ihn seinen Padre nennen, wie er ihn auch seines guten Hauptmann Bergs Tochter in seiner Gegenwart trauen ließ; insbesondere jedoch wünschte er seine Dienste zu politischen Unterhandlungen zu gebrauchen, „weil er wisse, daß

ihm am Geld nichts liege.“ Gegen diese Einmischung jedoch wehrte sich seine Umgebung so entschieden, daß der hilflose Radscha sich ihrer Leitung zuletzt willenlos überließ, bis er von dem eifersüchtigen Nawâb unter dem Beistande der ungerechten Madras-Regierung besiegt, im Gefängniß erkannte, wer sein Freund und wer sein Feind gewesen sei (1773). Nicht nur konnte Schwartz dem Fürsten in seiner Erniedrung sein Mitgefühl bezeugen, sondern er war es auch, der ihm die Nachricht von seiner Wiedererhebung vermöge Beschlusses der Direktoren überbrachte (1776). Ja, als ihn ein unglücklicher Sturz wochenlang ins Haus sprach, benützte Schwartz diese Ruhezeit, dem Fürsten zu lieb noch Mahrâthi zu lernen und seine eilf Gespräche zwischen einem Götzendiener und einem Christen in diese Sprache zu übersetzen.*) Doch wie herzlich ihm auch der Radscha zugethan blieb, so leicht es ihm wurde, einzugestehen, daß das Christenthum viel tausendmal besser sei, als der Bilderdienst, der Weltlust vermochte er nicht zu entsagen.

Sonst aber fand Schwartz so bedeutenden Eingang in Tandschaur, daß er eine Verlängerung seines dortigen Aufenthaltes wünschen mußte. Dringend verlangte er daher die Zusendung eines europäischen Mitarbeiters, wodurch allein ihm die Abwesenheit von seiner Station ermöglicht worden wäre, allein er blieb lange aufs Warten verwiesen. Miss. John, der ihn einmal längere Zeit unterstützte, war hoch verwundert über die rastlose methodische Arbeit, welcher Schwartz sich in Tirutschinapalli täglich unterzog, und über

---

*) Dieser Tamil-Traktat (zuerst 1777 in Madras gedruckt) ist das einzige Werk, das wir von Schwartz's Hand haben, wie er überhaupt kein besonderer Freund des Schreibens war. Die Gespräche enthalten die gewöhnliche hallische Lehre in sehr milder Fassung, mit mehrfacher Herbeiziehung der natürlichen Theologie. Die Berücksichtigung der heidnischen Ansichten ist weder sehr reichhaltig und eingehend, noch ihre Widerlegung besonders schlagend; und für den europäischen Geschmack liest sich das Ganze etwas langweilig. Dennoch steht das Büchlein bei den Tamil-Christen noch immer in großem Ansehen und wird gerne und mit Nutzen gelesen, ein Zeichen, daß es den rechten Ton getroffen hat. Davon aber, daß Schwartz die Tamil-Literatur gründlich studirt hätte, wie man schon behauptet hat, finden sich darin kaum irgendwelche Spuren. Dr. Germann hat neuestens noch von anderen ungedruckten Werken des fleißigen Mannes Nachricht gegeben; es sollen sich nämlich von seiner Hand noch eine Kirchengeschichte, ein Commentar zur Offenbarung, und eine Heilsordnung erhalten haben.

den zunehmenden Erfolg, von dem sie begleitet war. („Seine Gemeinde liebt und fürchtet ihn, die Heiden hören ihn gerne, die Engländer, auch die Bösen, schätzen ihn und gehen gerne mit ihm um.") Immer rascher vermehrte sich die Gemeinde aus den Heiden; auch unter den Römischen gab es in Folge einiger Bekehrungen eine bedeutende Bewegung. Jüngere Männer von aufgewecktem, rührigen Wesen wurden vou Schwartz für den Dienst am Worte zubereitet, die Gehülfen immer gründlicher darin eingeleitet. Schon 1772 hatte er acht solcher Mitarbeiter. „Gibt uns Gott geschickte Nationalarbeiter, so wird sein Werk in diesem Land fortgehen. Wo ich einen munteren, gottesfürchtigen Jüngling treffe, spare ich keine Kosten, ihn zu dem Werke brauchbar zu machen." Solche Wahrnehmungen und Bestrebungen trösteten ihn bei dem nun bereits merklichen Verfall des Missionsinteresses in der deutschen Heimat. — Manche schöne Frucht seiner Arbeit durfte er auch unter den europäischen Truppen erleben; so wenig schien ihm dieser Dienst unverträglich mit dem Missionsberuf, daß er vielmehr erst von der gründlichen Bekehrung der damals über die Maßen gottesvergessenen englischen Beamten und Soldaten eine neue Zeit für Indien erwartete. Ein Brahmane sprach es damals unverholen aus: „Die Ursachen, warum wir nichts nach eurer Religion fragen, sind euer Geiz, Stolz und eure Wollust; ihr Europäer wollt nicht Etwas, sondern Alles haben." Wie nothwendig da ein Einfluß war, wie Schwartz ihn auf die Engländer übte, liegt auf der Hand. Derselbe stieg auch mit jedem Jahre, und an einigen der angesehensten Offiziere hatte er nicht nur innige Freunde, sondern auch eifrige Mitarbeiter.

Endlich wurde Schwartz durch die Ankunft des treuen Pohle, dem er die Fortführung der in Tirutschinapalli so segensreich begonnenen Arbeit überließ (1777), in den Stand gesetzt, nach Tandschaur überzusiedeln. Doch gab er darum die Missionsreisen nicht auf. Namentlich besuchte er noch 1778 die südlichste Provinz, Tirunelweli (Tinnewēli), wo er in einem Sipâhi-Regiment über 50 Kirchenglieder traf und durch die Taufe einer Brahmanen-Wittwe Clarinda, den Grund zu einer ansäßigen Gemeinde in Pâleiancōtta legte. Mit wahrhaft divinatorischem Blick erkannte er in dieser Gegend das hoffnungsreichste Saatfeld des Evangeliums. Er hat es selbst noch 1785 einige Wochen lang bearbeitet und bis zum Ende nicht aus den Augen verloren. „Es hat das Ansehen, daß

da mehr Segen zu erwarten, als hier in Tandschaur," schrieb er im August 1790. Doch mußte er dieses Südland vorzugsweise durch andere Brüder, wie Jänicke, welcher 1791—92 ein Jahr dort zubrachte, und durch seine Katecheten bebauen lassen, deren tüchtigsten, Satjanâden, er im Dezember 1790 ordinirte. Ueber ihn bemerkt er: „Seinesgleichen habe ich unter den Eingebornen noch nicht getroffen. Ich bekenn es von Herzen: ich schätze ihn weit höher als mich." Dennoch täuscht er sich auch nicht über seine Unvollkommenheiten, noch in seinen letzten Jahren (April 1795) tadelte er diesen seinen geistlichen Sohn wegen Mangels an Demuth und schwächlicher Nachsicht gegen seine Kinder. Das Alter hat ihn nicht, wie einige seiner Vorgänger, blind gegen die Schwächen seiner liebsten Zöglinge gemacht.

Zunächst wurde nun (1. Oktober 1778) Tandschaur, was Trankebar bisher gewesen war, die Hauptstation der Tamil-Mission. Täglich war Schwartz hier von Besuchen umlagert und predigte Allen, Groß und Klein, das Wort vom Kreuz. Durch Uebung war ihm die Arbeit des Säens so lieb geworden wie das Ernten, und auch kleine Erfolge stimmten ihn zu großem Danke. Er schreibt z. B. (20. Februar 1775): „Hier und da hat man gar angenehme Proben von Redlichkeit zu spüren. Auf diese sehe ich mehr, als auf die bösen Exempel. In diesem Lande hat man gar viele Reizungen zu Unmuth und niedergeschlagenem Wesen. Daher man ganz besonders auf den Segen Gottes, scheine er uns auch so klein als ein Senfkorn, sehen und sich dadurch im lebendigen Glauben stärken muß." „Des Guten ist 'doch immer mehr als des Bösen," sagte er noch auf seinem Sterbebett; ein beherzigenswerther Wink für jeden Missionar. Wer sich nicht beharrlich anstrengt, ein Optimist nach Schwartz's Art zu werden, wird nie viel erreichen.

Der Tag begann und endete mit Gebet und Gesang. Nachdem er sich mit den Katechisten erbaut und berathen hatte, entließ er sie zu ihrer Tagesarbeit, von welcher sie Abends ihm Rechenschaft ablegten. Zugänglich für alle Klassen, verkehrte er freimüthig und freundlich mit Jedermann. Wenn er auch den wiederwärtigsten und verwickelsten Geschäften sich im Nothfall unterzog, in Verhandlungen mit feindseligen Beamten den feinsten Takt entwickelte und die Sache der Waisen und Bedrückten unermüdlich verfocht, das Liebste blieb ihm immer, von seinem HErrn zu zeugen. („Wenn mir was

Verdrießliches zustößt, so gehe ich und katechisire eine Stunde. Dies Geschäft versüßt mir alles Bittere. Mit Klagen muß sich kein Missionar abgeben. Wir sollen Zeugen unseres HErrn sein, nicht Bekehrer.") Da die Gemeinde rasch zunahm, lag es ihm an, statt des Saals, dessen er sich für den Anfang bediente, eine Kirche zu bauen. Damals aber bauten die Engländer in Indien eher Theater als Bethäuser. Dennoch erbot sich General Munro, als er ihm zum Verlust seines bei der Belagerung von Pudutscheri gefallenen Herzensfreundes Major Stevens kondolirte, hinfort dessen Stelle zu vertreten und den Kirchbau bei der Madras-Regierung zu empfehlen.

Dort herrschte damals der verächtliche Sir T. Rumbold. Die Korrespondenz, welche sich über Schwartz entspann, führte auf den Gedanken, den geschickten Missionar zu einer diplomatischen Mission bei Haider-Ali zu verwenden. Die Reise aber, die Schwartz bei dieser Gelegenheit nach Madras unternahm, „war die angreifendste", die er je gethan; es waren die Bitten der Trankebar-Brüder, die ihn dazu vermochten, um dem Jammer, der durch Fabricius Schuldenlast entstanden war, (s. S. 191) auf den Grund zu schauen und nach Kräften abzuhelfen. „Alle Unruhe, die Schwartz in Indien erfahren, kam diesem schrecklichen Falle kaum gleich." Er selbst und seine Freunde verloren auch ihr Geld durch diese Unüberlegtheit des alten Bruders. Nicht blos um dem Lande den Frieden zu erhalten, „auch um dem armen Herrn Fabricius durch Intercession behilflich zu sein," nahm Schwartz den ehrenvollen und doch höchst zweifelhaften Auftrag an, wozu er sich durch seine Kenntnisse der eingebornen Sprachen, seinen durchdringenden Scharfsinn und die edle Einfalt seines Auftretens, vor Allem durch seine allbekannte Unbestechlichkeit vorzüglich eignete. In Srirangapatnam (August 1779) traf er Hunderte von Europäern, darunter auch Deutsche unter einem Hauptman Buden, mit welchen er jeden Sonntag Gottesdienst hielt. Auch eingeborne Christen seiner Gemeinde hatten sich dahin verlaufen. Mit ihnen wie mit den Heiden und Muhammedanern sprach er den ganzen Tag freimüthig von dem Einen Nothwendigen. In mehr als einer Unterredung mit dem gefürchteten Fürsten überzeugte er sich von dessen Bereitwilligkeit, Frieden zu halten, aber auch von seiner tiefen Einsicht in die Lage der Dinge und von seinem gerechten Argwohn gegen den Gouverneur von Madras. Die unabweis-

baren Geschenke, welche er in Folge dieser Reise erhielt, dienten ihm in den folgenden Kriegszeiten, wenigstens den Unterhalt seiner Schullehrer und Katecheten, wie der Waisen zu sichern.*)

Im Juni 1780 kündigten Rauchsäulen den sicheren Herren in Madras die Nähe von Haider's Armee an, welche ungehindert den Karnatik überschwemmte, die Dämme zerstörte und eine dreijährige Hungersnoth über das Land brachte. Es gelang Schwartz noch im letzten Augenblick, die Garnisonen am Kaweri mit den nöthigsten Vorräthen zu versehen, da sein Wort dem Landvolke mehr galt, als alle Versprechungen der Generale und Civilisten. Bald war das Land verödet, in den Straßen sah man nur noch unter den Todten und Sterbenden umherwandelnde Skelette. Schwartz hatte den Bruch vorausgesehen und so viel Reis gekauft, daß er täglich Hunderte von Menschen speisen konnte. Kein Wunder, wenn Viele dadurch zum Eintritt in die christliche Kirche bewogen wurden, so vorsichtig auch Schwartz in der Prüfung der Taufkandidaten war („Ich taufe keinen, ehe ich ihn zwei oder drei Monate unterrichtet habe.") Er selbst durfte auf Haiders ausdrücklichen Befehl unangefochten ab- und zugehen. Als aber nach dem Tode des alten Löwen sein Sohn Tipu den Krieg mit schwindendem Glück fortsetzte und sich zu Friedensverhandlungen herbeiließ, suchte die englische Regierung umsonst, Schwartz ihren Kommissären beizugesellen. Denn obgleich er den Vorschlag annahm und bis Satjamangalam vordrang, konnte er doch Tipu's Erlaubniß zur Fortsetzung der Reise nicht erlangen. Damals war es, daß er einige Tage bei dem siegreichen Oberst Fullerton verlebte, in dessen Bericht an die Regierung das bekannte Zeugniß steht: „Die Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit dieses tadel-

*) Als Miss. Gerike bald nach Tipu's Sturz den jungen Oberst Wellesley und die Regimentsschule im Palast zu Srirangapatnam besuchte (August 1802) labte er sich an den Gebeten und dem Lied: „Nun danket Alle Gott", wovon die Palastmauern wiederklangen. Da dachte er: „das ist wohl ehedem in diesem Hause nie geschehen, hier hat wohl Niemand zu Gott gebetet und Ihn gelobt, als Vater Schwartz, da er hier war. Der kam zu Haider in großen Angelegenheiten, als ein Privatmann, mit christlicher Einfalt und Aufrichtigkeit und mit der Freimüthigkeit, mit welcher er zu jedem Andern kam, that aber jeden Schritt mit Gebet zu Gott und Wachsamkeit über sich selbst und sagte ihm manches gute Wort, wurde auch von dem klugen Manne so behandelt, als wenn ihm auf einmal sein ganzer Charakter wäre offenbar worden."

losen Missionars haben den Charakter der Europäer (in Indien) gegen die Beschuldigungen allgemeiner Verschlechterung gerettet."

Endlich war auch dieser letzte der Kriege, welche die Existenz der Tamil-Mission in Zweifel stellten, durch den Frieden von Mangalur (März 1784) beendigt, und Schwartz machte sich alles Ernstes daran, die gewonnene Ruhe zu benützen. Das Land freilich war zur Einöde geworden, langsam kehrten die Entflohenen zurück. („Wenn von Fünfen Eins zurückkommt, ist es was Großes.") Die Regierung hatte weder Geld noch Kredit, daher die Regimenter schwierig wurden und Schwartz längere Zeit es für Pflicht hielt, den Gehalt seiner Garnisonspredigerstelle nicht zu beziehen. Oft sann er nach, was sich für die Verbesserung des Zustandes der Eingebornen thun lasse, warnte den indolenten König, und suchte die englischen Beamten für seine Plane zu begeistern. Besonders bemühte er sich, durch den befreundeten Residenten von Tandschaur, ein System von englischen Provinzialschulen einzuführen, zu deren Erhaltung die Großen des Landes eines oder mehrerer Dörfer anweisen sollten. Schwartz hoffte den besten Erfolg von einem gründlichen Unterricht in europäischer Wissenschaft, wenn er nur in christlichem Sinne gegeben werde. Ein unter den Umständen viel versprechender Anfang wurde auch in Rāmanādam und Siwaganga, später in Kumbakōnam und Tandschaur gemacht und vom Direktoren-Hof durch jährliche Beisteuer geförbet. Missionare versahen Inspektorendienste und bildeten die Schullehrer. Doch nach Schwartz's Tode schlief das Unternehmen wieder ein, da es bald an Männern mangelte, die ein Herz für die Sache gehabt hätten. Es sollte noch ein halbes Jahrhundert verstreichen, ehe in dieser Richtung weiter gewirkt wurde.

Als sich damals die Unfähigkeit des Radscha's so deutlich herausstellte, daß die Madras-Regierung sich genöthigt sah, die Verwaltung von Tandschaur ganz zu übernehmen (1789), wurde Schwartz Ehrenmitglied der damit beauftragten Kommmission. „Welch ein Glück für das Land," schrieb Resident Huddleston an den Gouverneur, „ja und für die Kompagnie, wenn Herr Schwartz Alleinherr wäre und alle Maaßregeln durchführen dürfte, welche seine Weisheit und Güte ihm eingeben." Wir übergehen hier Schwartz's Wirksamkeit als Staatsmann, wovon sowohl die Archive der Kompagnie, als die dankbaren Erinnerungen des Volks zeugen; zu be-

merken ist aber, daß diese Thätigkeit ihn seiner Lebensaufgabe in keiner Weise entzog, und er von den schwierigsten Aufgaben der Finanzverwaltung, von tiefgreifenden Reformen des Justizwesens, mit immer frischer Lust zur Katechisation von Kindern, zu dem Unterricht der Taufkandidaten oder einem Besuch bei scheuen Halbwilden übergehen konnte. So lange ihn seine Missionspflicht in Anspruch nahm, mußten die angesehensten Hindu's und Muhammedaner warten, sie hörten ihm wohl auch bei solcher Gelegenheit stundenlang zu. („Nicht selten sitzen bei mir 15—20 Brahmanen und hören die Katechisation mit an", Januar 1791.) „Sein Garten, dessen schöne Bäume er mit Liebe pflegt, ist vom Morgen bis Abend angefüllt mit hohen und niedrigen Tamilern, deren Streitigkeiten er schlichten muß. Jeder liebt und schätzt ihn, Jeder fürchtet ihn auch."

Keiner der Missionare sah ihn scheel an über dieser Erhebung, alle fühlten sich vielmehr geehrt, wie überhaupt „Alle Schwartz mit Achtung, Liebe und Bewunderung nennen, seine Vorgesetzten wie seine Amtsbrüder, seine Schüler, seine Gemeinde, Deutsche und Dänen, Engländer und Tamiler, Hohe und Niedere, Christen und Heiden einmüthig sind, ihm zu huldigen" (Fenger).

Nur ein Umstand möge aus dieser politischen Thätigkeit des Missionars hervorgehoben werden, daß nämlich der Radscha für den zehnjährigen Neffen Serfudschi, den er sterbend adoptirte, keinen besseren Vormund wußte als Schwartz. Ihm übergab der Fürst in seiner letzten Krankheit das schutzlose Kind, nachdem er dazu den theuren Mann von seinem letzten Ausflug nach Trankebar hatte zurückrufen lassen (Januar 1787). Der Radscha stellte ihm den Knaben mit den Worten vor: „Dies ist nicht mein, sondern Euer Sohn." Schwartz antwortete: „Ich flehe, daß er ein Kind Gottes werde" (s. die Abbildung), worauf Tulasi Radscha die Hand des Kindes in seine legen wollte. Nur durch starkes Zureden des Missionars ließ er sich bewegen, diese Vormundschaft samt der Regentschaft seinem Halbbruder Amīr Sing anzuvertrauen (1787). Zwei Tage darauf starb der arme König, erst 43jährig, an den Folgen seiner Ausschweifungen. Aus Rücksicht auf Schwartz unterblieb aber beim Regentenwechsel die sonst übliche Wittwenverbrennung. Da indessen die englische Regierung diesen ränkevollen Amīr Sing bald als wirklichen Thronfolger anerkannte, sah sich Schwartz verpflichtet,

für das Wohl des von ihm nicht nur vernachlässigten, sondern zuletzt eingekerkerten jungen Prinzen zu sorgen, und wurde auch von Madras aus zu seinem Vormund ernannt. Als solcher rettete er Serfudschi's Leben (1793), lieferte den bündigen Beweis für sein Anrecht auf den Thron, erzeigte ihm Vatertreue, und wurde nun auch von seinem Pflegbefohlenen, wie er als erklärter Thronfolger von Madras nach Tandschaur zurückkehrte (1796), als Vater begrüßt und geehrt. Noch in späteren Jahren erinnerte sich der — übrigens unbekehrte — Fürst mit Thränen der Ermahnungen seines Vaters Schwartz und wünschte sich ein Ende, wie seines war.

Auch im Alter gieng Schwartz's Arbeit rüstig fort. Einen Epoche machenden Moment in seinem Leben bildete die Ordination des jungen Kohlhoff, den er seit siebenzehn Jahren als Sohn erzogen hatte. Alle Missionare hatten sich dazu in Trankebar versammelt und zugleich das Amts-Jubiläum ihres Seniors, des greisen Kohlhoff gefeiert (23. Januar 1787). Schwartz selbst vergoß Thränen, als er dem Jüngling die Hände auflegte. Er hielt die Ordinationspredigt über die Worte: „So sei nun stark, mein Sohn, durch die Gnade, die in Christo Jesu ist.“ „Was ich an diesem, dem ergreifendsten Tage meines Lebens empfunden habe, ist nicht zu beschreiben.“ Er mochte fühlen, daß sein Tagewerk so ziemlich vollbracht sei und der vorherrschende Zeitgeist wenig Aussicht auf tüchtige Arbeiter aus der deutschen Heimat gestatte. Mußte er doch selbst noch Nachfolger erleben, welche die Versöhnung durch Christum läugneten und höchstens die Sittenlehre der Hindu's durchs Evangelium zu vervollständigen suchten! „Ach,“ konnte er ausrufen, „der treuen Arbeiter sind in der That wenige. Der HErr der Ernte schenke uns doch solche! Er bewahre dies Werk vor dem Geschlecht, welches die Gottheit Christi und sein Versöhnopfer läugnet.“

In seinen letzten Jahren freute er sich noch einer Lebensregung in den von ihm oft besuchten Dörfern der Kaller, welche sich von ihrem angeerbten und privilegirten Diebsgewerbe entwöhnen ließen und christlichen Unterricht begehrten, sich aber dadurch andauernde Verfolgungen von ihren Stammesgenossen zuzogen, welchen Schwartz nur Gebet und sanftmüthige Vorstellungen entgegenstellte, bis die Feinde durch die Geduld der Bekehrten entwaffnet wurden.

Damals gab ihm auch eine Parlamentsverhandlung, in der zwar sein Name gebührend geehrt, dagegen seine Arbeit verhöhnt

wurde, Gelegenheit zu einer ebenso bescheidenen als schlagenden Vertheidigung der Missionssache, woraus klar erhellte, wie sehr das Land durch die Ausbreitung des wahren Christenthums gewinnen müßte, und wie wünschenswerth daher eine Reformation unter den Europäern wäre, die es regierten. Dabei war er bis zum Ende bemüht, dem armen Volk zu helfen, bald durch Inoculation der Pocken, bald durch Einführung des Seidenbaues, um den Jungen und Betagten einen leichten Verdienst zuzuwenden, oder indem er dem Betteln der Wittwen durch Spinneinrichtungen steuern wollte. Noch im 71. Jahre mühte er sich ab, einem jungen Missionar zur Erlernung der Tamil-Sprache zu verhelfen, „aber alle Arbeit war fruchtlos.“ Täglich besuchte er die in der Nähe angelegten Christendörfer, unterrichtete vier Stunden lang die Kleinen und fragte nach dem Fleiß der Erwachsenen im täglichen Berufe. Als er sein 71. Jahr antrat, konnte er schreiben, wie erquickend ihm diese Arbeit sei. „Rühme die Welt, soviel sie wolle; mein Ruhm ist der HErr, von dem allein meine Seligkeit kommt.“

Als das Gedächtniß schwand, flossen doch Herz und Mund noch immer über von der Herrlichkeit Jesu Christi. Dem Prinzen, welchem eben die Erhebung auf den Thron seiner Väter bevorstand, gab er noch die letzten Ermahnungen und wünschte ihm mit zum Himmel erhobenen Händen den beseligenden Glauben an Jesum. Dann war er der Welt abgestorben, konnte aber das Lehren bis in die letzten Tage nicht lassen. „Missionar zu sein, sei eben doch der seligste Dienst, mit keinem auf der Welt zu vergleichen — seine Meditation sei jetzt der Tod Jesu und wie er ihm ähnlich werden möge. — Die ganze Welt sei eine Maske, er aber sehne sich, in der Sache selbst zu sein.“ Der Besuch des theuren Gerike war ihm noch eine letzte Erquickung; er ließ durch ihn die Brüder grüßen und ihnen sagen, „sie sollen nur immer auf die Hauptsache sehen“. Als man ihn fragte, ob er noch eine weitere Ausbreitung von Gottes Reich in Indien hoffe, antwortete er: „Ja, aber es wird durch Leiden und Trübsale gehen.“ Selig wie ein Kind entschlief er (13. Februar 1798) unter den Gebeten der Brüder und den Gesängen der treuen Nationalgehilfen, in die er selbst noch mit eingestimmt hatte.

Ein marmornes Denkmal, das Serfudschi ihm errichtete, bezeichnet seinen Ruheort in der Kirche von Tandschaur. Ein bleiben-

deres Denkmal sind die Gemeinden, die er hinterließ, wovon allein die zu Tandschaur gehörigen bei seinem Tode 3000 Seelen zählten. Besorgt für ihre Erhaltung hatte er in den letzten Jahren ein bedeutendes Vermögen gesammelt, welches er der Mission vermachte. Aber wenn sich auch manche seiner Anstalten mittelst der Zinsen im Gang erhielten, seinen Geist konnte der alte Vater nicht vererben. Seine Mission war denn doch mehr eine Erweiterung als Entwicklung der trankebarischen. Für die Erziehung der jungen Gemeinden zur Mannesreife, für die Heranbildung tüchtiger Nationalprediger, wie für so manches andere Bedürfniß reichte der einzige Mann einmal nicht aus.

Namentlich bleibt zu bedauern, daß Schwartz für die dauernde Beseitigung des verderblichen Kastenunterschieds so wenig gethan hat, daß er von der heutigen Tradition retrograder Tandschaur-Christen als dessen eifriger Beschützer und Kämpe gefeiert werden kann. Damit geschieht ihm offenbares Unrecht. Schwartz wollte „allen unnöthigen Zwang vermeiden", und ließ daher die Trennung der Sudra- und Pareia-Christen in der Kirche und den Vortritt der ersteren beim Abendmahl fortbestehen, obwohl er nicht, wie in Trankebar allmählich Sitte geworden war, zwei Kelche für die beiden Klassen gebrauchte. Wie scharf man auch über junge Missionare urtheilen mag, die wie Pohle 1777 in Trankebar die älteren „zu furchtsam und unentschlüssig" fanden, das steht doch fest, daß es eben diesem Neuling bald nach seinem Eintritt in die Tirutschinapalli-Station (September 1779) gelang, solchen Mißbräuchen strenger entgegenzuarbeiten und die Streitlustigen zu beschämen. Uebrigens milderte auch Schwartz's gewaltige Persönlichkeit die Vorurtheile in der Art, daß wohl zuweilen ein Pareia-Christ wagen durfte, dem Sudra beim Abendmahlsgenuß voranzugehen. Noch in jüngeren Jahren flehte er: „O daß doch der Geist Christi solche Verbindung der Seelen in der Gemeinde hervorbringen möchte, mit zusammengesetzten Kräften dem Himmelreich Gewalt anzuthun!" und er durfte in mehrfacher Weise erfahren, daß sein Gebet und Streben nicht umsonst war. Er konnte (Januar 1791) schreiben: „Was die hohen und niedern Geschlechter betrifft, so hat Gott gnädig geholfen, daß fast kein Unterschied, weder in der Kirche, noch beim Abendmahl bemerkt wird. Mit liebreichem und ernstlichem Ermahnen haben wir beständig angehalten und alle Zwangsmittel sorgfältig vermieden.

Herr Jänicke wunderte sich, daß hohe und niedrige Geschlechter bei des HErrn Tafel so niederknieen, daß sie sich anrühren und aus einem Kelche trinken.“ Bedauerlich bleibt aber doch, daß Schwartz sich nicht getraute, in dieser hochwichtigen Sache der neuen Kirche eine feste Bahn vorzuzeichnen. Sicherlich hätte er mit Pohle die Erfahrung gemacht, „wenn man gerade hindurchgeht, so stößt man wohl hier und da hart auf, aber man sieht auch endlich herrliche Früchte davon unter göttlichem Beistande“, — und den künftigen Geschlechtern wären schwere Kämpfe erspart worden.

Als ein anderer Mangel dürfte bezeichnet werden, daß Schwartz, im vorherrschenden Gefühl von der Schwäche der Neubekehrten, der Hoffnung und dem Abzielen auf eine unabhängige, selbständige Fortdauer der jungen Tamilkirche zu wenig Raum gab. Den einen Satjanaden etwa ausgenommen, entwuchsen die Nationalarbeiter nie der Bevormundung des Missionars. Für schwere Sünden sollen sie wie von andern Missionaren, so auch von Schwartz, der freilich ihren Unterhalt aus eigenen Mitteln bestritt, und sie als seine Diener ansehen konnte, eigenhändig gezüchtigt worden sein; entlassen wurden sie nur im höchsten Nothfall. Sowohl ihnen als den Gemeinden scheint Schwartz nach seinem väterlichen Sinne zu wenig zugemuthet und darum auch zu wenig zugetraut zu haben, während er selbst seine Kinder an allen Enden zu heben und zu tragen bemüht war.

Mit diesen Aussetzungen ist nur besagt, daß er nicht vollkommen war. Als seinen Grundcharakter möchten wir bezeichnen die ungeheucheltste Demuth auf Grund strenger Selbstprüfung, neben dem seligsten Ausruhen am Herzen seines HErrn. Beständig bittet er um Herzensdemuth und Lauterkeit, und ist dabei unermüdlich in seines HErrn Dienst wie in Seinem Lob. Wie er schon frühe Gott lobte, daß „obwohl manchmal der Athem kurz geworden sei, er doch nie zu ungeduldigem Klagen sei gebracht worden“, so konnte er noch am Ende sagen: „Unsere Nöthen sind groß und mannigfaltig, sich aber dabei aufzuhalten, ist sündlich. Gott hat manche Hindernisse in diesen 40 Jahren meiner Pilgerschaft in diesem Lande weggeschafft; Er wird auch ferner bei uns sein.“ Der Eindruck, den diese „Munterkeit“ auf die Heiden machte, war gewaltig. Viele bekannten, daß Schwartz sie davon überzeugt habe, daß ein rechter Christ der glücklichste Mensch sei. Missionsgesellschaften können wohl gelehrte Arbeiter für ihren Dienst finden, vielleicht vermögen sie

auch noch, sich ihrer Bekehrung zu versichern; das Geheimniß aber, wie ausdauernde, beharrlich wachsende Missionare zu gewinnen wären, ruht noch bei dem, der die Sterne in seiner Rechten hält. Er sei denn gepriesen für diese unaussprechliche Gabe an ein armes, umnachtetes Volk!

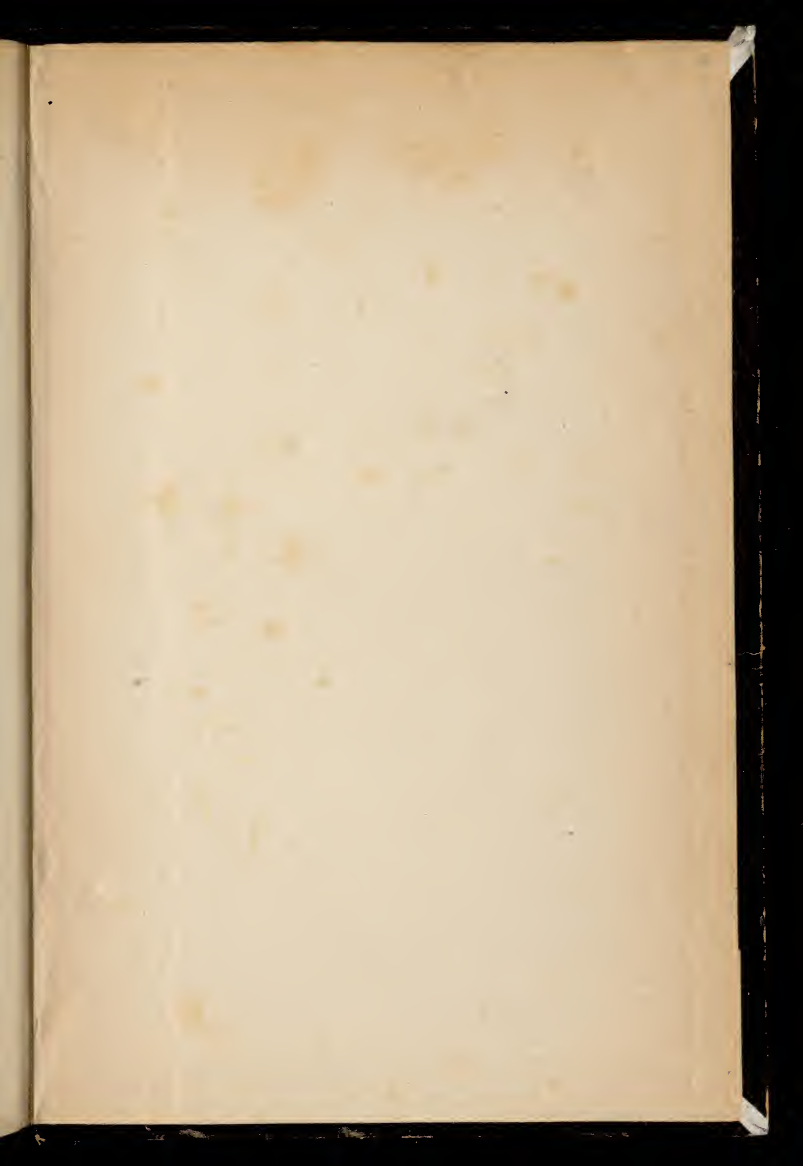
(Fortsetzung folgt.)

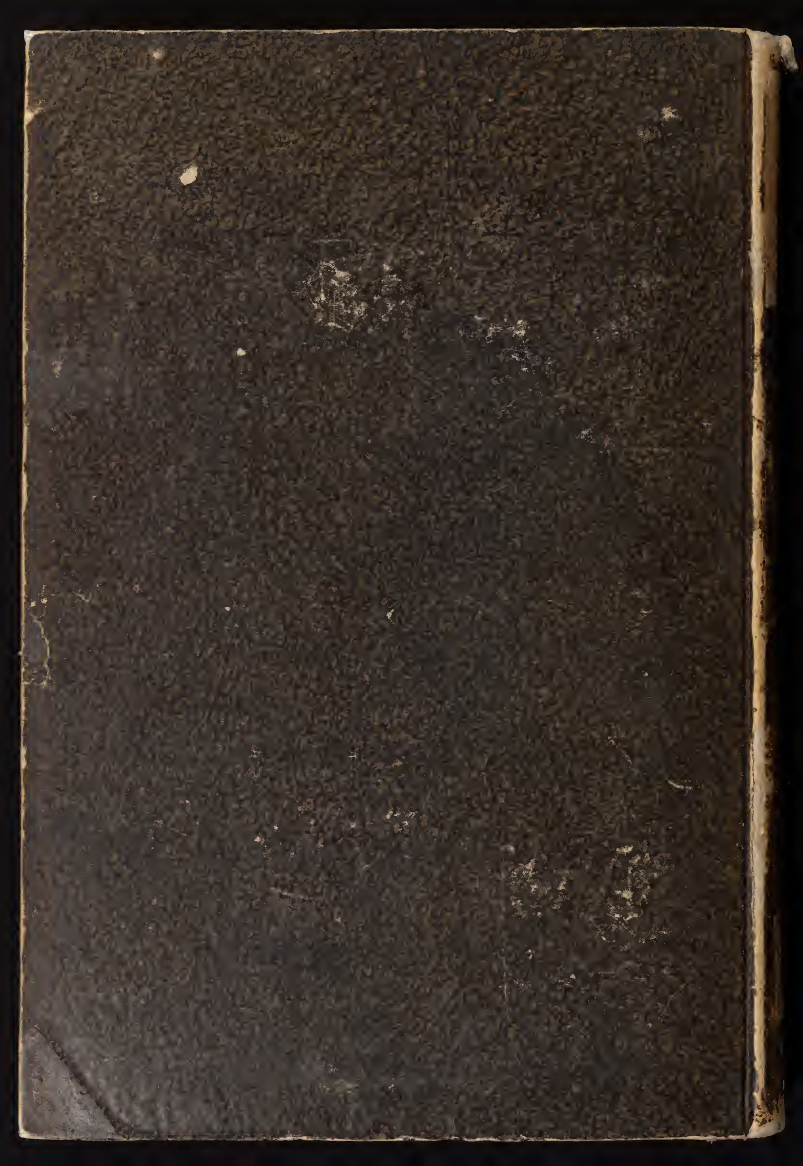
Die Lappen und die lappische Mission.

(Schluß.)

3. Die schwedischen Lappen.

Die schwedische Kirche nahm sich zur Zeit des Papismus der Lappen nicht mit viel größerem Eifer als die norwegische Kirche an. Der Erste, von dem man weiß, daß er den Lappen gepredigt hat, ist Adelward der Aeltere, Bischof der Göten (etwa 1060); vom h. Ansgar bleibt das sehr zweifelhaft, obgleich sie in dem Briefe, womit ihn Ludwig der Fromme 834 zum Erzbischof von Hamburg einsetzte, (als Schrittfinnen) erwähnt werden. Die Lappen im südlichen Schweden (Finvaden) wurden nach und nach bekehrt; als ihr erster eigentlicher Missionar wird der als Missionsbischof nach Helsingeland geschickte Stefanus genannt. Nachdem auch die Lappen im hohen Norden endlich von Schweden unterjocht (c. 1285) und dadurch in christliche Berührungen gebracht waren, wurden ihrer immer mehrere, zum Wenigsten äußerlich, bekehrt, wenngleich die Habsucht der Schweden zugestandenermaßen den Fortschritt des Christenthums bedeutend hemmte. Von den „Birkarle“, denen der Alleinhandel in jenen Strecken zukam, sollen viele die Lappen am Christwerden verhindert haben, um ihnen wegen ihres Heidenthumes desto größere Abgaben auferlegen zu können. Biedere Erzbischöfe von Upsala, zu welchem Stift das ganze nördliche Schweden gehörte, nahmen sich jedoch der Bekehrung der Lappen sehr an, dehnten ihre Visitationen bis auf jene nördlichen Gegenden aus, und tauften Viele. Man hat auch Beispiele von Lappen, die nicht bloße Namenchristen waren. Als ein solches möge die Lappin Margaretha erwähnt werden,





Arbeiter in der Tamil-Mission.

(Fortsetzung.)

---

6. Chr. F. Schwartz.*)

Am 16. Juli 1750 war es, daß ein Kleeblatt eng verbundener Brüder, Christian Friedrich Schwartz, David Polzenhagen und G. H. C. Hüttemann auf einem englischen Schiffe in Kudelur landete, wie zehn Jahre zuvor Fabricius mit seinen beiden Begleitern. Einer der letzteren, Kiernander, nahm die drei Neulinge hier in Empfang, um sie eine Woche später nach Trankebar weiter zu spediren. Ihre Wege sollten weit auseinandergehen, indem der tüchtige Polzenhagen über dem verunglückten Versuch, die Mission nach den Nikobaren auszubreiten, frühe (1756) entschlief, Hüttemann allmählich erkaltete und das Werk in Kudelur mehr hinderte als förderte, am Ende aber unter Zeichen von Reue seinen Lauf beschloß (1781, vrgl. S. 191), während Schwartz zum unbezweifelten Mustermissionar des achtzehnten Jahrhunderts heranwuchs.

Von seiner Mutter noch vor der Geburt dem Dienste des HErrn geweiht, und durch einen edlen Lehrer, den Rektor Helm in Sonnenburg, frühe zum Herzensgebet geweckt, wurde Schwartz durch A. H. Francke's „Segensvolle Fußtapfen des noch lebenden und allwaltenden Gottes“ im Jahr 1746 nach Halle gelockt, wo ihm die Herrlichkeit des Dienstes Jesu Christi völlig aufgieng. Der zurückgekehrte Miss. Schultze,

---

*) Sein Leben ist beschrieben in Memoirs of the life and correspondence of the Rev. C. F. Swartz. By Dr. Pearson 1834. (Deutsch Basel 1835). Eine gute deutsche Biographie des trefflichen Mannes wäre nach so vielen Bearbeitungen des vorliegenden Materials endlich an der Zeit.